
Die Phasen der demografischen Entwicklung

Rezension von: Andreas Weigl,
Bevölkerungsgeschichte Europas,
Böhlau Verlag, UTB 3756,
Wien – Köln – Weimar 2012, broschiert,
€ 17,50.

Der bekannte Wiener Wirtschaftshistoriker Andreas Weigl, dessen Forschungsschwerpunkt auf der demografischen Entwicklung liegt, hat nunmehr seine einschlägigen Arbeiten zu einer Bevölkerungsgeschichte Europas erweitert. Diese Arbeit, welche auch auf eine studentische Leserschaft zielt, fasst die demografischen Veränderungen in einer konzisen, verständlichen und auch interessanten Weise zusammen, wobei die Demografie sinnvollerweise in die sozioökonomischen Prozesse eingebettet bleibt.

Nach einer kurzen Diskussion über die Aktualität dieser Wissenschaft widmet sich der Autor ihren Quellen, wobei er nicht nur auf die Bevölkerungsstatistik im eigentlichen Sinne eingeht, sondern auch auf solche Daten, welche nicht primär als demografische Informationen intendiert waren, wie etwa Tauf-, Heirats- und Sterbematrikeln oder Konskriptionen. Vor allem stehen auch oft recht ausführliche demografische Daten für kleinere regionale Einheiten zur Verfügung, so beispielsweise der Florentiner „Catasto“ 1427 bis 1430 oder andere städtische Bevölkerungszählungen für Venedig (1338), Basel (1254) oder Straßburg. Moderne, nationale Volkszählungen setzten um die Mitte des 18. Jahrhunderts in den skandinavischen Staaten ein. In

der Folge diskutiert Weigl die Theorie von Malthus und gelangt hierbei zu dem Ergebnis, dass sich deren Aussagen nicht verifizieren lassen, wie denn der Zusammenhang von Einkommen und Bevölkerungsentwicklung eher lose zu sein scheint. Regional konnten freilich derartige Erscheinungen auftreten. In jüngerer Zeit erlebte der malthusianische Ansatz durch die Publikationen des „Club of Rome“ eine gewisse Renaissance.

Kräftiges Bevölkerungswachstum

In der Folge konzentriert sich der Autor auf die sehr unterschiedlichen Phasen und Charakteristika der demografischen Entwicklung in Europa. Er weist darauf hin, dass das anthropogene Bevölkerungswachstum der vorindustriellen Zeit vergleichsweise stetig und auch kräftig ausfiel. Wenn es sich langfristig nur langsam vollzog, dann deshalb, weil es immer wieder durch exogene Schocks beeinträchtigt wurde. Deren Ursachen lagen in Witterungseinflüssen, kriegesischen Auseinandersetzungen, Hungersnöten oder Epidemien, die jedoch das Wachstum zumindest langfristig nicht verhinderten.

Als eine derartige Periode lässt sich die Zeit von 1000 bis 1300 bezeichnen. Hier gelang es, den Nahrungsmittelspielraum durch die Einführung der Dreifelderwirtschaft mit ihrer Intensivierung der Viehzucht und technischen Fortschritt (Eisenpflug und Krummet) beträchtlich auszuweiten, was sich natürlich auch auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung auswirkte. Im Ostfränkischen Reich stieg die Bevölkerung von 2,5 bis 3 Mio. im 9. Jahrhundert auf 13 bis 15 Mio. um 1300.

Die ökonomische Entwicklung wurde durch das Klima begünstigt (eine frühe

globale Erwärmung) und löste auch interessante strukturelle Bevölkerungsveränderungen aus. Diese Periode wurde nämlich durch Verstädterung, Ostkolonisation und Binnenansiedlung gekennzeichnet.

Die Pest

Einen massiven Einbruch erlebte die Bevölkerungsentwicklung durch das Auftreten der Pest. Die erste große Welle traf Mitte des 6. Jahrhunderts das Römische Reich. Die „Justinianische Pest“ zeitigte, wenngleich regional unterschiedlich, katastrophale Ausmaße. So schrumpfte die Einwohnerschaft Konstantinopels von etwa einer Million auf 40.000 bis 50.000. Erst Mitte des 8. Jahrhunderts verschwand die Pest relativ abrupt, ohne dass bis heute eindeutig geklärt werden konnte, warum.

Das nächste Mal brach der „Schwarze Tod“ Mitte des 14. Jahrhunderts über Europa herein. Florenz verzeichnete 1338 120.000 Einwohner, 1348 nur mehr 42.000. Die Einwohner standen dieser Krankheit relativ hilflos gegenüber und mussten in der Folgezeit immer wieder kleinere Pestwellen in Kauf nehmen. Die norwegische Bevölkerung sank bis 1500 um rund zwei Drittel. Regionale Pesteinbrüche traten noch bis ins 18. Jahrhundert auf, wenngleich in immer schwächerem Ausmaß, da behördliche Maßnahmen (Quarantäne, Straßenpflasterung) allmählich Wirkung zeigten.

Der demografische Übergang

Daher setzte ein kräftiges, von exogenen Schocks nicht mehr unterbrochenes Bevölkerungswachstum in Europa eigentlich erst im 19. Jahrhundert ein. Es erreichte ein Ausmaß, welches

über jenes in anderen Erdteilen hinausging und daher den Anteil an der Weltbevölkerung wachsen ließ (1900: 26%). Grundsätzlich erfolgte der demografische Übergang durch ein Absinken der Sterberaten, dem ein Rückgang der Geburtenraten erst mit beträchtlicher Verzögerung folgte, wodurch die notorische „Bevölkerungsexplosion“ ausgelöst wurde. Erst im 20. Jahrhundert näherten sich die beiden Raten wieder einander an. Ersteres erklärt sich aus der „Sanitären Revolution“, aus den verstärkten Investitionen in die einschlägige Infrastruktur (Wasserleitungen, Kanalisation, Wohnbedingungen). Demgegenüber trat die Ernährungssituation in den Hintergrund, da anthropometrische Studien darauf hinweisen, dass sich diese erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verbesserte. Allenfalls die gesteigerte Qualität der Lebensmittel spielte eine Rolle. Im Gesundheitsbereich waren es gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem die Impfungen, welche die Kindersterblichkeit nachhaltig senkten. Den Rückgang der Fertilität ordnet der Autor Kostenüberlegungen sowie der Verbreitung kontrazeptiver Methoden zu.

Weigl sucht nach einer Antwort auf die Frage, warum es gerade in Europa zur demografischen Transition gekommen sei und findet diese in der Sanitären Revolution. Sie sei also „keineswegs ein reines Produkt der Industriellen Revolution“. Das hieße freilich diesen Begriff sehr eng sehen, denn auch er steht ja nur als Metapher für den fundamentalen Umbruch der europäischen Institutionenstruktur, welcher alle Lebensbereiche erfasste und dessen Kennzeichen das von ihm zitierte „innovative Milieu“ darstellt.

Vor 1870 lag die Lebenserwartung in Europa, mit gewissen regionalen Diffe-

renzen, bei 40 Jahren. Bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs war sie auf 45 bis 55 Jahre gestiegen, um sich in der Zwischenkriegszeit zwischen 55 und 65 Jahren zu bewegen. Gegenwärtig erreicht sie etwa 80 Jahre.

Soziale Unterschiede

Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen Weigls zur Streuung der Sterblichkeit nach Bevölkerungsgruppen. Im Mittelalter unterschied sich die Mortalität von Bauern und Aristokraten kaum. Beide Gruppen litten unter der hohen Kindersterblichkeit, gleichermaßen an Epidemien, da sich die hygienischen Verhältnisse kaum unterschieden. Überdies trug der Adel noch das Kriegsrisiko. Städtische Kaufleute freilich erreichten ein viel höheres Alter.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts weitete sich die soziale Kluft allerdings aus, mit den verbesserten hygienischen Bedingungen für die Oberschichten einerseits und den schlechten Arbeitsbedingungen für die Unselbstständigen sowie dem Auftreten „sozialer Krankheiten“ (Tuberkulose) andererseits. Diese schichtenspezifische Differenz verringerte sich signifikant erst wieder im 20. Jahrhundert.

Sterblichkeitsdifferenzen bestanden jedoch nicht nur zwischen sozialen Schichten, sondern auch zwischen den Geschlechtern. Bis in die Periode der Industrialisierung hinein lag die Frauensterblichkeit höher als jene der Männer. Ab dem 19. Jahrhundert kehrte sich diese Relation jedoch um. Schon vor dem Ersten Weltkrieg unterschritt die Frauensterblichkeit jene der Männer um 2 bis 3 Jahre, im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts bereits um 3 bis 4 Jahre.

In der vorindustriellen Phase starben nicht nur viele Frauen im Kindbett, son-

dern litten auch viele unter der außerordentlichen Belastung durch die landwirtschaftliche Arbeit. Beide Bedingungen veränderten sich mit fortschreitender Industrialisierung beträchtlich. Bei den Männern fiel der steigende Konsum von Alkohol und Nikotin negativ ins Gewicht. Diese Verhaltensweisen scheinen sich jedoch anzunähern, so dass eine jüngste Verringerung des geschlechtsbezogenen Unterschieds darauf zurückgeführt wird. Dennoch vertreten viele Forscher die Auffassung, dass die niedrigere Sterblichkeit der Frauen letztlich auf biologische Unterschiede zurückzuführen ist.

Die demografische Transition in Europa näherte sich allmählich einem Gleichgewicht. In jüngster Zeit setzten sogar Schrumpfungsprozesse ein, welche teilweise durch Zuwanderung ausgeglichen werden. Andere Kontinente zeigen zwar noch immer eine expansive Entwicklung, tendenziell bewegen sie sich – mit Ausnahme Afrikas – aber auf eine ähnliche Situation zu wie in Europa. Damit erweist sich einmal mehr, dass die von diesem Kontinent ausgegangene Industrielle Revolution mit ihren Konsequenzen für sämtliche Lebensbereiche auch die Demografie grundlegend verändert hat, und dass diese Veränderungen, wie in der Produktion, allmählich von der ganzen Welt übernommen werden.

Selbstverständlich können im Rahmen einer Rezension nur die wichtigsten Elemente der vorliegenden Studie dargestellt werden. Darüber hinaus enthält sie aber noch eine Fülle von Detailinformationen, welche die Lektüre außerordentlich ergiebig macht. Überdies wird alles in einer Form präsentiert, die das Lesen zu einem Vergnügen macht – sehr zu empfehlen!

Felix Butschek